

Worte weich wie Watte

In seinem neuen Roman wagt sich Bestsellerautor Daniel Kehlmann an die grossen Fragen der Philosophie – und trivialisiert dabei die Literatur. Von *Sieglinde Geisel*

Als Erwachsene seien sie längst «ein jeder in sein eigenes Unglück verstrickt», so erfahren wir gleich im ersten Satz des Buchs über Martin, Eric und Iwan. In seinem Roman «F» wagt sich Daniel Kehlmann an die grossen Fragen der Metaphysik: Schicksal oder Zufall, Schein oder Sein? Jeden der drei Brüder schickt er in eine Krisenzone unserer Zeit: Religion, Finanzwelt, Kunst. Keiner ist der, der er scheint: Martin, der Priester, glaubt nicht an Gott, sondern behilft sich in heiklen Momenten mit dem Wort «Mysterium», Eric hat als Finanzmensch die Gelder anderer Leute vernichtet und gerät in einen Strudel aus Panik und Halluzinationen, und sein Zwillingbruder Iwan ist zwar ein verkrachter Maler, doch als Kunstfälscher erfolgreich. Am heissen 8. August 2008 steuern die drei Brüder auf ein Ereignis zu, von dem später niemand mehr wird sagen können, ob das Schicksal gewaltet habe oder der Zufall. Ein entscheidender Tag, der uns dreimal aus der jeweiligen Ich-Perspektive erzählt wird.

Handwerkliche Schnitzer

Diesem Hauptteil des Romans hat Kehlmann einen Prolog aus Kindertagen vorangestellt. Der Vater Arthur Friedland, ein damals noch glückloser Schriftsteller, fährt mit seinen Söhnen zur Show eines Hypnotiseurs. Später habe sich niemand mehr daran erinnern können, wer diese Idee gehabt habe, denn für die Hypnotiseur-Szene gibt es keinen literarischen Grund. Der Autor verfolgt mit ihr nur einen Zweck, der allerdings erst im Verlauf des Romans deutlich wird. «Du musst dein Leben ändern», heisst eine berühmte Zeile von Rilke. Im Roman ist es ein Hypnotiseur, der Arthur dazu bewegt, sein Leben zu ändern und für die nächsten Jahre abzutauchen. Später wird es dann heissen, dass die Kunst uns ja auch nur hypnotisieren wolle.

Ein Taschenspielertrick, wie er charakteristisch ist für «F». Seit langem wird von Kehlmann ein «grosser Roman» erwartet, und sowohl der philosophische Anspruch als auch die scheinbar komplexe Anlage des Buchs verraten Ambition. Doch der Roman, der es nur durch einen ausgesprochen lockeren Satzspiegel auf knapp 400 Seiten bringt, teilt das Schicksal seiner Figuren: Er ist ein *fake*. Man merkt es nicht nur an den Tricks. «Der Gang der

Jahre. Der Verlust der Zeit, die Nähe von Tod und Hölle. Du kennst das nicht, du bist erst neunzehn», sagt Martin einmal. «Was dahin ist, ist dahin. Was war, wird vergessen, und was vergessen ist, kommt nicht zurück», lauten einige Zeilen aus einem Buch von Arthur. Worte, die so leicht und weich sind wie Watte. Doch Kehlmann mangelt es nicht nur an einem stilistischen Vermögen, das seinem Stoff gewachsen wäre, er erlaubt sich auch erstaunliche handwerkliche Schnitzer. «Interessiert höre ich zu.» Das sagt kein Mensch über sich selbst. Wenn der innere Monolog nicht stimmt, kann die Figur keine Gestalt annehmen.

Die Glaubwürdigkeit von Literatur entscheidet sich an der Haltung des Autors gegenüber dem Leser. «Besorgt starrte Eric in die Dunkelheit», «mit zitternder Stimme», «mit kaltem Schrecken» – jede Regung der Figuren wird uns eingelöffelt.

Bloss nicht den Leser stören

Kehlmann sagt alles, und er zeigt nichts. Doch weil alles nur Behauptung ist, wird es wiederholt, als würde es dadurch wahr. Kehlmann entmündigt seine Leser, denn er vertraut ihrer Vorstellungskraft nicht. «Und weiter. Nur ein paar Schritte noch. Ein paar noch. Und noch ein paar. Los. Noch ein paar. Ein paar Schritte. Der Schlüssel. Die Tür. Hier.» So schleppt Iwan sich zur Tür seines Fälscher-Ateliers, wo er verbluten wird. Der genaue Hergang des Verbrechens, das im Zentrum des Romans steht, erschliesst sich erst allmählich, ebenso die Verflechtung von Zufall und Schicksal. Das alles sieht aus wie eine raffinierte Dramaturgie. Doch es ist gemacht. Wir suchen nur die Puzzleteile zusammen, die der Autor vorher für uns versteckt hat. «Der Trivialroman zeichnet sich dadurch aus, dass mit dem Leser bereits alles vereinbart ist. Da ist kein Wort mehr, das ihn stört», sagte Thomas Harlan einmal. Daniel Kehlmann schreibt keine Trivialliteratur – er betreibt die Trivialisierung von Literatur. Er zielt auf Leser ab, die sich nicht aufstören lassen mögen und doch mitreden wollen, ganz wie manche Figuren des Romans. «Selbstverständlich fällt jetzt der Name Rilke. Wir sprechen über seine Zeit bei Rodin, wir sprechen kurz über Rodin selbst, dann, es ist unvermeidlich, über Nietzsche.»

Damit wir auch glauben, dass «F» von Grossestem handelt, legt der Autor seiner Figur Arthur am Ende das Wort «Fatum» in den Mund. «Das grosse F. Aber der Zufall ist mächtig, und plötzlich bekommt man ein Schicksal, das nie für einen bestimmt war. Irgendein Zufallsschicksal. So etwas passiert schnell.» Das ist nicht mehr als Smalltalk, und dieser trivialisiert alles, von dem die Rede ist.

.....
Daniel Kehlmann: F. Rowohlt, Hamburg 2013. 380 S., Fr. 36.90.